

Im Finstern.

Novellette von **Otto Behrend.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Winter lugte, während er die letzten Worte etwas zögernd sprach, seitwärts nach seiner Frau, wie jemand, der auf seiner Hut sein will; doch die rührte sich nicht. So fuhr er denn fort.

„Ich lernte den wackeren Herrn in kurzer Zeit sehr schätzen, und um mich gegen ihn liebenswürdig zu erweisen, schenkte ich auch seinem Töchterchen einige Aufmerksamkeit. Das gefiel aber dem Herrn Papa gar nicht, wie ich bald bemerkte, und eines schönen Tages benützte er eine passende Gelegenheit, um seine Meinung zu sagen, daß er ein entschiedener Gegner vom Heiraten sei, wenn sich der Mann nicht schon durch eigene Kraft eine feste Stellung in der Welt geschaffen habe. „Schreibe dir's hinter die Ohren, Harald," dachte ich, dachte aber weiter, daß ich doch noch gar nicht ans Heiraten dächte, mich die Bemerkung demnach eigentlich auch gar nichts anginge."

„Gottvoll, wirklich großartig!" murmelte Lilli, über ihr Blatt gebeugt.

„Sagtest du nicht etwas, Maus?"

„Nein, nur zu mir — über den einen Witz hier."

„Ah so — ich dachte schon —. Na also, ich setzte meine bescheidenen Huldigungen fort, ich durfte doch nicht merken lassen, daß ich mich in übergroßer Sensibilität hätte getroffen fühlen können. Es hätte den wackeren alten Herrn ja peinlich berühren müssen. Ich konnte das auch ohne Gefahr tun, denn meine bescheidenen Huldigungen fanden gar keine — nein, nicht die geringste — nicht die allermindeste" — er sprach wieder zögernd und lugte seitwärts nach der Lesenden, die aber mit keiner Wimper zuckte — „Erwiderung. Und was mich anbetrifft, so hatte ich ja auch gar keine andere Absicht, als den alten Herrn zu erfreuen, indem ich seinem Töchterchen ein wenig die Zeit vertrieb."

„Un—ver—schämt!" sagte Lilli gedehnt, halblaut. „So heißt hier nämlich eine Überschrift," setzte sie hinzu. „Verzeihung, wenn ich störte."

„O bitte," sprach Harald, „ganz und gar nicht." Dann fuhr er zu mir gewendet fort: „Nun wurde eines Tages ein Ausflug nach Entlebuch verabredet. Daran nahmen teil der Professor der Ägyptologie Doktor Braunbach und Gattin, Herr Wittenhagen aus Bremen nebst Töchterchen und stud. jur. Harald Winter. Wir fanden uns zum Frühzuge auf dem Bahnhof ein und bekamen ein Coupé für uns allein, so eins, wissen Sie, wo ein Gang zwei Sitze von den vier anderen scheidet. Verteilung der Plätze an der viersitzigen Seite: am Fenster vorwärts fahrend die Frau Professor, neben ihr Papa Wittenhagen, ihr gegenüber der Herr Professor, neben diesem Fräulein Wittenhagen, Zopf nach vorne, natürlich, dann schräg gegenüber —"

„Harald, du bist abscheulich!" fuhr plötzlich die junge Frau auf und ließ energisch das Blatt sinken.

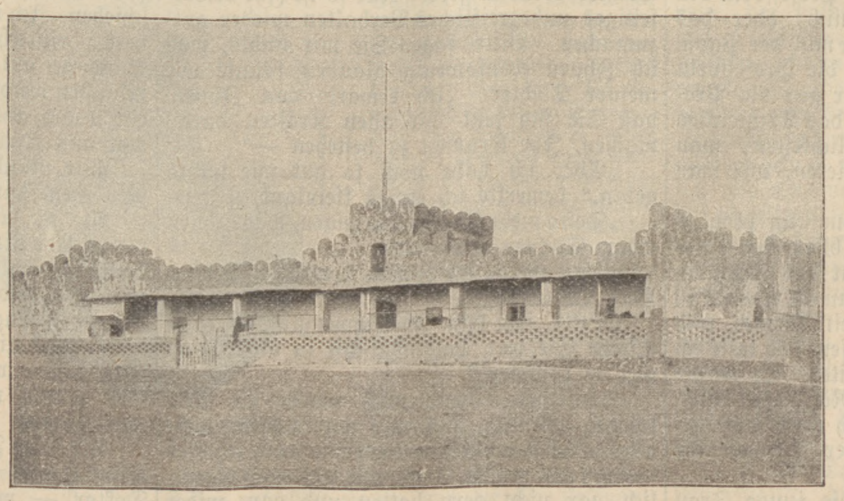
„Das weiß ich," entgegnete Harald ganz gelassen, „aber so weit bin ich ja noch gar nicht — meine Abscheulichkeit kommt ja erst. Lies nur weiter." Und er rückte ihr die Zeitschrift wieder in die Hand und beugte mit einigem Zwange ihr nicht ganz freiwillig nachgebendes Köpfchen darüber.

„Also," fuhr er fort, „Zopf — ja, bis dahin war ich, na, Sie wissen es ja schon — dann schräg gegenüber, allerdings durch den schmalen Gang getrennt, saß Harald Winter, noch nichts in der Welt als inaktiver Korpsbursch und stud. jur. mit zehn Semestern, bis dato ohne Gedanken ans Examen.

Es war ein lachender Augustmorgen, die Sonne lachte vom blauen Himmel, die weiten Fluren lachten, und auch wir Ausflügler lachten viel, selbst der Herr Professor nicht ausgenommen, der überhaupt trotz aller Gelehrsamkeit so recht vergnügt vor sich hin lachen konnte. Vom Tage selbst ist nun nichts für den Fall Wichtiges zu erzählen, nur daß die heiterste Stimmung ununterbrochen anhielt. Fräulein Tochter und Herr Studiosus trugen dazu nicht am wenigsten durch himmlisch rosenrote Laune bei.

Auf der Rückfahrt gegen Abend gelang es uns wieder, ein Coupé für uns allein zu erwischen, und so ganz von selbst setzte sich auch jeder wieder an seinen alten Platz — mir also schräg gegenüber saß, nur durch den schmalen Gang getrennt, das Töchterchen mit dem" — er machte eine kurze Pause und blinzelte zu seiner Frau hin, die aber, ohne aufzublicken, dasaß — „ich meine," fuhr er fort, „mit dem Blumensträuße, den wir zusammen gepflückt hatten, auf dem Schoße.

Jetzt weiß ich nicht, ob Sie die Bahnstrecke dort kennen, Herr Doktor, aber dicht bei Luzern ist ein ziemlich langer Tunnel, und als wir diesen in tiefem Schweigen durchfuhren — solch ein Schweigen tritt im beengenden Dunkel eines Tunnels ja immer ein, wenn die Wagen nicht beleuchtet sind — da packte mich plötzlich der helle, alles vergessende Übermut, und ich küßte — nein, nicht das Töchterchen mit dem Zopfe, Gott bewahre, die hätte ja gefaucht und gekratzt wie ein wildes Kätzchen — nein, nur ziemlich laut und vernehmlich meine eigene Hand. Was ich mir dabei in jenem Augenblick dachte, weiß ich heutigentags noch nicht, es war wohl die willenlose Quintessenz des himmlischen Tages, wenn ich mich so ausdrücken darf, oder



Das Stationsgebäude in Gibeon (Südwestafrika). (S. 379)

der Übermut, der in jedem Menschen steckt, oder ein Knuff ins Genick, den mir mein gütiges Schicksal gab und der heißen sollte: Vorwärts, deinem Unglück entgehst du doch nicht.“

„Harald,“ ertönte mahnend die Stimme der jungen Frau, „du wirst mir doch gar zu frech. Ich — dein Unglück!“

„Au!“ schrie er auf und rieb sich den Arm, sie hatte ihn unversehens herzhaft gekniffen.

„Siehst du, da hast du dein Unglück — finde dich damit ab, ich freue mich schon wegen des schönen blauen Flecks. Reibe nur weiter; ich höre jetzt aber zu, damit du mir nicht ganz über den Strang schlägst.“

„Also, Herr Doktor,“ sprach Harald nach tiefem Aufatmen, „der Kuß war verhallt, tiefe Stille im Coupé und schwarze Nacht — der Zug rauschte, er rauschte stärker, heller ward es und heller, und rutsch! sausten wir hinein in den blendenden Schein der sinkenden Sonne. Daß ich sehr unüberlegt gehandelt hatte, war mir schon klar geworden, aber zur vollen Erkenntnis der Folgen kam ich erst, als ich mir schräg gegenüber ein glühend rotes, tödlich verlegenes Gesichtchen und im weiteren drei andere Gesichter mit unbegreiflichem Ausdrucke bald auf mich, bald auf das glühend rote Gesichtchen gerichtet sah.

Ein Kuß war gefallen, jeder hatte ihn gehört, das Faktum stand fest. Wer konnte nun geküßt haben? Der Professor seine Frau? Kam nicht mehr vor. Der Papa die Frau Professorin? Undenkbare Verirrung! Der Papa sein Töchterchen? Mit solchem Tonfall, heimlich im dunklen Tunnel? Glaubte kein Mensch. Der Professor Fräulein Lilli? Ja, wenn sie eine eben ausgegrabene, fünftausend Jahre alte ägyptische Königstochter gewesen wäre! Oder der Papa den Professor, oder die Professorin den Papa, oder der Professor mich, oder das Töchterchen den Professor, oder mich der Papa, oder ich den Professor, oder die Professorin mich, oder ich den Papa oder gar die Professorin, oder die Professorin das Töchterchen oder — alles pure Unmöglichkeiten, man mochte kombinieren oder variieren, wie man wollte.“

„Also, Herr Doktor,“ nahm nun plötzlich die junge Frau das Wort, „blieb nur eines übrig, daß der Herr Student das Fräulein Wittenhagen geküßt habe, denn an einen Kuß auf die eigene Hand glaubte kein Mensch, und darauf war es abgesehen gewesen, das lasse ich mir nun und nimmer abstreiten. Er wußte sehr wohl, daß es nur die eine Möglichkeit gab.“

„O bitte, du hättest doch auch mich geküßt haben können,“ fiel der Eifrigen ihr Gatte in die Rede.

Einen Augenblick war die junge Frau ganz baff, wie man so sagt, dann aber sprach sie mit unheimlicher Ruhe: „Ich weiß noch keine Strafe für so etwas, aber ich werde schon eine finden und die wird schrecklich sein.“ Und mit schicksalsschwerer Stirn ließ sie sich in ihre Ecke zurücksinken.

„Die Erzählung läßt sich nun kurz zu Ende führen,“ fuhr jetzt Harald Winter fort. „Jeder glaubte natürlich, daß der Student und das Töchterchen im vollen Einvernehmen den nicht mißzuverstehenden Klang in altbekannter und beliebter Weise hervorgebracht hätten. In peinlichen Gefühlen wurde der glücklicherweise nur noch kurze Rest der Fahrt zurückgelegt, die älteren Herrschaften suchten vergeblich ein Gespräch in Gang zu bringen, ich sah, mich auf die Lippen beißend, in schauerlicher Selbstmordstimmung zu Boden, das Töchterchen war dem Weinen näher als dem Lachen — kurzum, eine Situation wie unmittelbar vorm Weltuntergang.

Als wir wieder im Gasthof waren, klopfte es, bald nachdem ich mein Zimmer aufgesucht, an meine Tür. Papa Wittenhagen trat ein, sehr ernst und feierlich.

„Mein Herr,“ sprach er, „ich bin ein Feind von vielen unnützen Worten und bin es gewohnt, aus feststehenden Tatsachen unbeirrt die nicht zu vermeidenden Folgerungen zu ziehen. Es bedarf jedenfalls Ihrer weiteren Zustimmung nicht mehr, daß ich noch heute abend Ihre Verlobung mit meiner Tochter bekannt gebe. Nur so ist Ihr beiderseitiges unbegreifliches Verhalten wieder gutzumachen. Bitte, sagen Sie mir nichts, was ich Ihnen ebensowenig glauben könnte wie meiner Tochter. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie sich jetzt mit allen Kräften daran machen, Ihr Examen zu bestehen —“

„Aber ich habe noch so gut wie nichts getan,“ bemerkte ich etwas kleinlaut.

„Desto mehr können Sie zeigen, was Ihnen meine Tochter wert ist.“

„Das werde ich Ihnen beweisen, liebster Herr Wittenhagen —“

„Bitte, jetzt keine Überschwenglichkeit. Ich ersuche Sie nur, baldmöglichst in unser Zimmer zu kommen.“ —

Denselben Abend noch wurde die Verlobung gefeiert, und wir waren beide nicht unglücklich darüber, meinerseits weiß ich dies wenigstens gewiß, wenn wir uns auch eigentlich gar nicht gern hatten und ganz wider Willen nur eines dummen Streiches wegen miteinander verlobt wurden. Was, Lilli?“

Er reichte ihr die Hand hin, die sie herzlich drückte, und ich hatte die Überzeugung, daß hier der Zufall oder das Schicksal den Knoten zu einem wahrhaft glücklichen Bunde geschlungen habe.

— — — — — — — — — —

In fröhlichster, oft geradezu ausgelassener Stimmung verbrachten wir den Abend. Es war weit über Mitternacht, als ich den letzten Tropfen in die Gläser schenkte und wir lustig auf den ominösen Glückskuß anstießen.

Ich begleitete darauf das Pärchen bis an den „Rheinischen Hof“, wo sie abgestiegen waren, und verabschiedete mich mit herzlichem Händedruck und dem Wunsche auf fröhliches Wiedersehen einmal irgendwo in dieser schönen Welt. Anderen Nachmittags wollten sie weiterreisen.

Aber ich sollte beide schon sehr bald wiedersehen. Am folgenden Vormittag wurde mir ein Billett Harald Winters durch meine Hauswirtin in die Klinik nachgeschickt. Er bat mich, doch sobald als möglich zu ihnen zu kommen, seine Frau habe sich den Fuß verletzt.

Sobald ich mich freimachen konnte, eilte ich in den „Rheinischen Hof“ und fand die junge Frau auf dem Sofa liegen; ihr Gatte las ihr aus einem Romane vor; sie kühlten den verletzten Fuß mit Eis.

Winter ging mir entgegen und bat um Entschuldigung, daß er mich bemüht habe; doch sie hätten nicht gern einen unbekannten Arzt rufen lassen wollen, seine Frau sei, als sie vor einigen Stunden hätten ausgehen wollen, auf der Treppe ausgeglitten und habe sich den linken Fuß verstaucht.

Ich untersuchte den Fuß aufs genaueste, einen entzückenden kleinen Fuß, weiß wie von einer Elfe und tadellos wohlgebildet. Am Knöchel war eine Schwellung bemerkbar.

„Gnädige Frau,“ sagte ich, mich erhebend, „die Sache ist glücklicherweise noch gut abgelaufen. Eine kleine Dehnung der Bänder, ein wenig Bluterguß, eine unbedeutende Kontusion des Knöchels — ich denke, wenn Sie fleißig weiterkühlen, brauchen Sie Ihre Abreise nur um ein paar Tage zu verschieben. Ich werde heute nachmittag noch einmal vorsprechen und hoffe dann, eine leichte Bandage anlegen zu können, die es Ihnen erlauben wird, spazieren zu fahren oder auch ein wenig auszugehen, damit Sie nicht immer ans Zimmer gefesselt sind.“

Wir plauderten hierauf noch ein Viertelstündchen, dann ging ich.

Als ich Nachmittags wiederkam, fand ich meine Erwartungen bestätigt, ich konnte eine Bandage anlegen und sogar die Erlaubnis zum Theaterbesuch geben.

Zwei Tage darauf begleitete ich meine niedliche Patientin an den Zug; die Sache ging schon wieder ganz leidlich. Es wurde viel gelacht und gescherzt. Unser Abschied war herzlich.

Als seine Frau schon im Coupé saß, nahm Winter mich nochmals beiseite. „Bitte, Herr Doktor — verzeihen Sie — aber das rein Geschäftliche muß auch sein. Meine Adresse wissen Sie ja schon, doch ich habe sie Ihnen hier noch einmal aufgeschrieben: Bremen, Contrescarpe 19. Sie senden mir dahin die Liquidation.“

„O nein, ich praktiziere ja gar nicht, ich bin klinischer Assistent, und wenn es nicht ein Freundschaftsdienst gewesen wäre, so hätte

Das neue Stadttheater in Thorn. (S. 379)
Nach einer Photographie von H. Ehill in Thorn.



Eine russische Division nimmt Aufstellung im Tal von Liaojang.

ich ihn gar nicht geleistet. Also bitte, kein Wort davon."

„So nehmen Sie meinen herzlichsten Dank."

Einige Minuten später dampfte der Zug zur Halle hinaus. Noch lange sah ich Frau Lillis wehendes Taschentuch und Harald Winters grüßend geschwungenen Hut.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Gibeon in Deutsch-Südwestafrika, der bisherige Sitz des aufständischen Hottentottenhäuptlings Hendrik Witboi, liegt am linken Ufer des großen Fischflusses. Die Schutztruppe hat dort auf einer Anhöhe ein festes **Stationsgebäude.** Der sich ringsum ausbreitende Bezirk ist der bestangebaute im ganzen Schutzgebiete. Er umfaßte vor Ausbruch des Hereroaufstandes bereits 48 Farmen, auf denen 614 Weiße lebten. — Das **neue Stadttheater in Thorn,** das jüngst eröffnet wurde, ist ein gefälliger Bau, zu dem die Architektenfirma Fellner und Helmer in Wien den Entwurf geliefert hat. Es liegt an der Kulmer Straße und hat eine Länge von 49, eine Breite von 28 Meter. Der Zuschauerraum enthält Raum für 822 Personen. Da die Bühne außer rein künstlerischen Zwecken auch dem Kampfe des Deutschtums gegen das Polentum im Osten des Reiches dienen soll, dürfen nur deutsche Stücke aufgeführt werden. — Der Vormarsch der russischen Hauptarmee von Mukden gegen **Liaojang** ist nach zehntägigen, vom 8. bis 18. Oktober währenden, höchst verlustreichen Kämpfen wieder zu stehen gekommen. Einige **russische Divisionen** gelangten zwar bis über den Taitseho, der bei Bönsihu, östlich von Liaojang, eine gute Furt hat, wurden dann aber von General Kuroki zum Rückzug gezwungen. — Zum Führer der in der Bildung begriffenen zweiten mandschurischen Armee ist **General Oskar Ferdinand Kasimirowitsch Grippenberg** ernannt worden, der am 1. Januar 1838 in Finnland geboren wurde und zu den tüchtigsten Soldaten Rußlands zählt. An allen Feldzügen, die das Zarenreich seit 1854 geführt hat — in der Krim, in Turkestan, auf dem Balkan — nahm er mit Auszeichnung teil, und trotz seines vorgerückten Alters fühlt er sich noch für die ihm gestellte Aufgabe rüstig und tatkräftig genug.

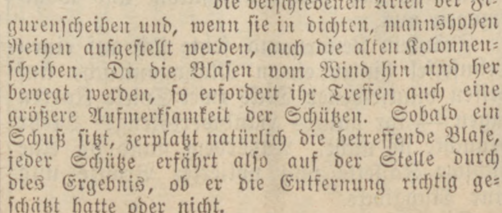


General O. F. K. Grippenberg.

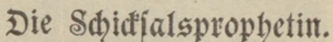
Das Schießen auf Blasen bei der deutschen Infanterie.

(Mit Bild auf Seite 380.)

Ein Übelstand der altherkömmlichen Schießübungen der Infanterie auf dem Scheibenstand und im freien Gelände war, daß beim Schießen größerer Abteilungen mit scharfen Patronen die Ergebnisse erst nach beendetem Schießen festgestellt werden konnten. Man suchte sich damit zu helfen, daß der Kommandeur beim Schießen in freiem Gelände jedesmal durch Kontrollschüsse der besten Schützen die Entfernung annähernd feststellen und das so ermittelte Visier weitersagen ließ. Im Ernstfalle wäre natürlich dieses Verfahren unmöglich. Man nimmt deswegen neuerdings vielfach als Zielobjekte mit Luft gefüllte Schweinsblasen, die auf bald höheren, bald niedrigeren dünnen Pfählen befestigt werden. Sie ersetzen die verschiedenen Arten der Fi-



gurenscheiben und, wenn sie in dichten, mannshohen Reihen aufgestellt werden, auch die alten Kolonnenscheiben. Da die Blasen vom Wind hin und her bewegt werden, so erfordert ihr Treffen auch eine größere Aufmerksamkeit der Schützen. Sobald ein Schuß sitzt, zerplatzt natürlich die betreffende Blase, jeder Schütze erfährt also auf der Stelle durch dies Ergebnis, ob er die Entfernung richtig geschätzt hatte oder nicht.



Die Schicksalsprophetin.

Erzählung von **Felix Lilla.**

Die Stutzuhr auf dem Kamin schlug mit leisem silbernen Klange halb zehn.

Die alte Dame, welche den ersten Stock des schönen Hauses Nummer 28 in der Straße St. Honoré in Paris bewohnte, erwachte aus einem angenehmen Morgentraum.

Nicht von den vielen Berühmtheiten, die sie in ihrem ereignisreichen Leben gekannt, hatte sie geträumt, also nicht von den hervorragendsten Männern und Frauen der Revolutions-, der Konsular- und der Kaiserzeit, selbst nicht von der liebenswürdigen Kaiserin Josephine, ihrer einstigen guten Freundin; nein, der holde Traumgott hatte ihr etwas viel Lieblicheres vorgegaukelt, sie nämlich zurückversetzt in ihre Jugendzeit zu Alençon, wo sie mit anderen jungen Damen in Pension gewesen war bei den Nonnen. Ihre liebsten Jugendfreundinnen hatte sie im Traume wiedergesehen, mit ihnen so heiter und glücklich wie einst vor langer, langer Zeit gespielt im schattigen Klostergarten unter den alten Kastanienbäumen.

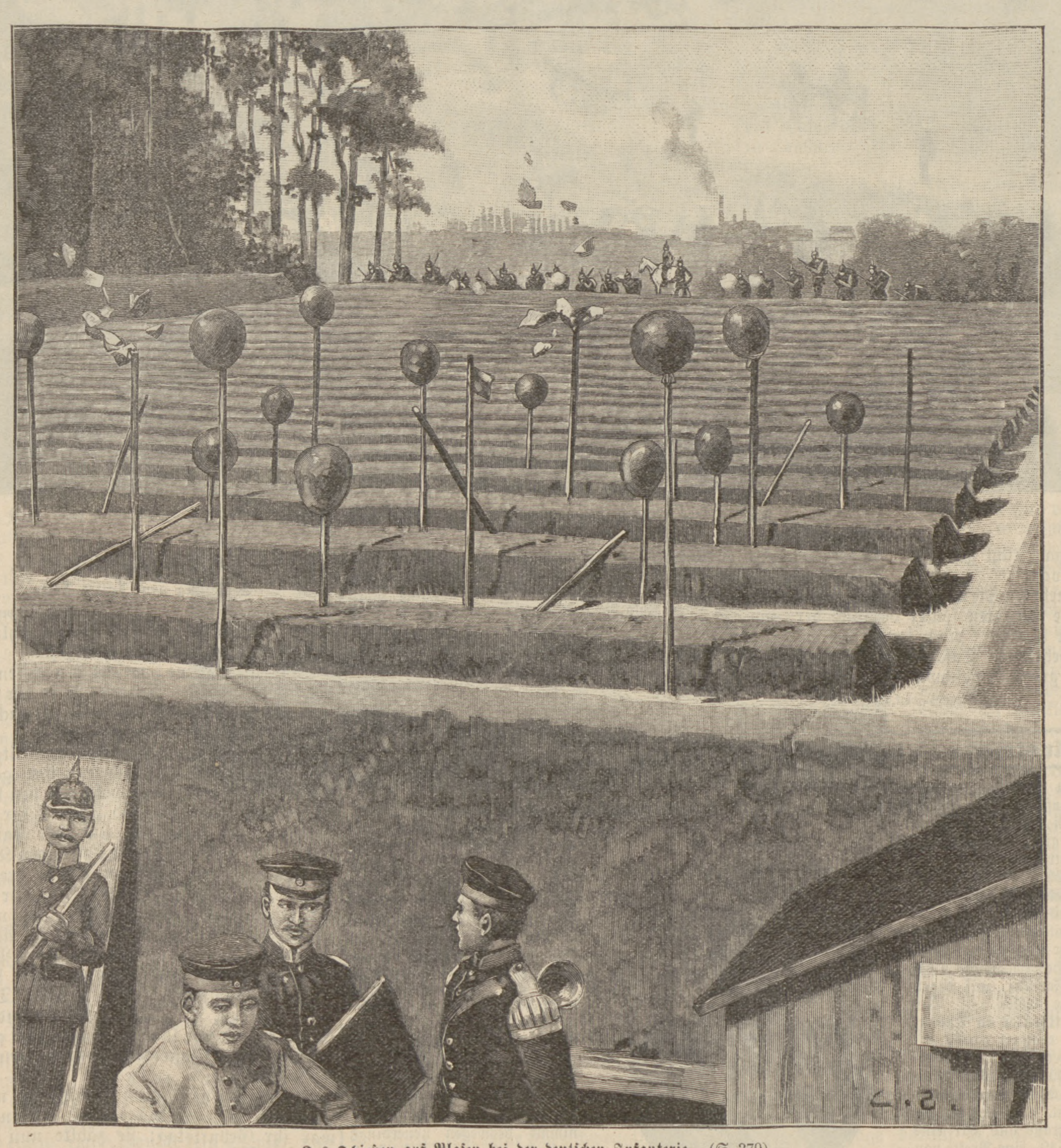
Dieser schöne Traum erschien ihr wie ein herrliches Geburtstagsgeschenk. Denn heute war ihr Geburtstag; sie zählte nun sechzig Jahre. Schon mehr weiß als grau war ihr lockiges Haupthaar, und ihr grausamer Spiegel zeigte ihr, wenn sie hineinblickte, auf ihrem klugen Antlitz die unliebsamen Begleiter des Alters.

Die alte Dame war Fräulein Marianne Lenormand, die berühmteste Kartenlegerin von den vielen, die in Paris dieses sonderbare Gewerbe betrieben. Sie hatte dadurch, sowie durch ihre Schriften, die stets reißenden Absatz fanden, ein bedeutendes Vermögen erworben.

Obgleich von allem Luxus, den Reichtum verschaffen kann, umgeben, fühlte sie sich doch in ihren alten Tagen recht vereinsamt und

unbehaglich, um nicht zu sagen unglücklich. Sie hatte wohl viele gläubige Verehrerinnen ihrer geheimnisvollen Kunst, aber eine Herzensfreundin besaß sie nicht in ihrem Alter. Es war, als ob die Damen, die zu ihr gingen, um sich von ihr die Karten legen und das Zukünftige weissagen zu lassen, doch stets eine Art von Scheu vor ihr hegten. Tiefverschleiert kamen sie in der Regel zu ihr, ebenso gingen sie weg; sie wollten nicht von Neugierigen gesehen werden, es nicht der Welt kund werden lassen, daß sie mit der alten Sibylle verkehrten. Verwandte hatte Fräulein Lenormand nicht mehr; die sie gehabt, waren alle längst tot. Das Geschäft, welches sie Tag für Tag seit langen Jahren betrieb, war gewiß ebenso einträglich wie unterhaltend für sie, und sie war dadurch zu einer ausgezeichneten Menschenkennerin geworden, die besonders die weiblichen Herzen bis in die dunkelsten Tiefen durchschaute; aber dennoch empfand sie häufig eine große Leere in ihrem Dasein und Sehnsucht nach einem liebenden treuen Wesen. Den Mangel eines solchen Wesens konnte ihr eine hübsche weiße Katze, mit der sie sich viel beschäftigte, eben doch nicht ersetzen.

Sie klingelte. Ihre Zofe kam herein und half ihr beim Ankleiden. Dann wurde die Schokolade gebracht mit allem, was dazu gehörte, auf einem silbernen Tablett.



Das Schießen auf Blasen bei der deutschen Infanterie. (S. 379)

„Warten schon Leute im Vorzimmer?“ fragte sie dann.

„Jawohl, Fräulein,“ versetzte die Zofe.

„Was für welche?“

„Eine verschleierte vornehme Dame und ein sehr gedrücktes junges Mädchen.“

„Schön!“

Die Stutzuhr schlug zehn. Um diese Tageszeit pflegten die Konsultationen der Lenormand zu beginnen.

Sie begab sich in ihren Salon, einen kostbar ausgestatteten Raum, in welchem man durchaus nichts Unheimliches zu entdecken vermochte. Die zierliche weiße Katze, ihr vierfüßiger Liebling, lag auf einem roten Samtkissen und sah höchst unschuldig und wohlerzogen aus.

Fräulein Lenormand setzte sich auf einen Lehnsessel hinter einem Mahagonitisch, auf dessen buntseidener Decke zwei Spiele Karten lagen — ihr ganzes Handwerkszeug! Mehr brauchte sie nicht. Außerdem stand da eine hübsche Kassette von polierter Bronze und eine Tischglocke.

Sie schlug auf diese Tischglocke, die einen hellen scharfen Ton von sich gab.

Eingeführt wurde zuerst die verschleierte Dame. Sie mochte wohl sehr vornehm sein und auch sehr reich, vielleicht eine Herzogin oder Marquise oder Gräfin aus dem Faubourg St. Germain.

Die Prophetin erhob sich ein wenig, mit leichter Kopfneigung grüßend, indem sie auf einen Sessel deutete.

„Wünschen Sie das große oder das kleine Spiel?“ fragte sie geschäftsmäßig.

„Das große,“ flüsterte die Besucherin, indem sie ein funkelndes Zwanzigfrankenstück überreichte.

Die Lenormand warf das Goldstück in ihre Kassette und breitete dann beide Spiele Karten auf dem Tische aus.

„Was wünschen Sie zu erfahren?“ fragte sie. Die Dame flüsterte ihr hastig und aufgeregt einige Worte zu, so leise, als ob sie befürchte, sie könne belauscht werden. Sie hatte drei wichtige Fragen auf dem Herzen. Die Sibylle nickte, machte einige geschickte

Humoristisches: Der zerstreute Professor.

1



Anstreicher: Ich bitt', ich soll die Bank weiß anstreichen.
Professor: Schade, habe grad eine wichtige Formel zu notieren.

2



Aber warten Sie, ich mach' Ihnen einen Vorschlag: streichen Sie mal eine Hälfte!

3



Anstreicher: Gilt schon, gnä' Herr.

4



Anstreicher: So, ich wär' fertig.

5



Professor: So, jetzt streichen Sie dort an, und ich —

6



setz' mich daher! Anstreicher: Aber was treiben S' denn!

Manöver mit den Karten und beantwortete dann, ebenfalls im Flüsterton, die Fragen.

Das Kartenorakel lautete erfreulicherweise sehr günstig, und mit höchst zufriedener, fast triumphierender Miene verließ die Dame den Salon.

Die Konsultation hatte kaum zehn Minuten gedauert.

Die Lenormand schlug abermals auf die Tischglocke.

Das junge Mädchen kam herein, eine anmutige Erscheinung, sehr zierlich, blaß, blond-

lockig, mit einem hübschen naiven Gesichtchen voller Angst und Erregung.

„Gabriele!" rief die Lenormand, in freudiger Überraschung sich von ihrem Lehnsessel erhebend.

„So ist mein Name," stammelte die jugendliche Besucherin höchst erstaunt. „Ich wußte gar nicht, daß Sie mich schon kennen."

„Das ist auch ihre liebe Stimme," murmelte die alte Dame. „Gabriele Delrieu! Ich sehe dich, ich höre dich wieder!"

„Verzeihen Sie, Fräulein," sagte schüchtern das junge Mädchen, „ich heiße Gabriele Vertot. Aber meine Großmutter hieß Gabriele Delrieu mit ihrem Mädchennamen. Ach, sie ist schon seit langen Jahren tot."

„Sie lebte und starb in Alençon?"

„Jawohl."

„In ihrer Jugend war sie in Pension dort bei den Ursulinerinnen?"

„So ist es."

„Ihre Familie war reich?"

„Ja, damals. Aber in den schrecklichen Stürmen der Revolutionszeit ist das Vermögen der Familie verloren gegangen, und als meine gute Großmutter starb, war sie ganz verarmt. Ich selbst, ihre Enkelin, bin nur eine arme Blumenmacherin und wohne bei meiner Tante in der Straße Vaugirard. Meine Tante ist sehr geschickt in der Anfertigung künstlicher Blumen; von ihr habe ich das Geschäft gelernt; wir leben davon so gut oder schlecht, wie es eben geht."

Auf den freundlich einladenden Wink der alten Dame hatte das junge Mädchen ihr gegenüber sich gesetzt.

Mit zärtlichem Wohlgefallen schaute die Lenormand die Besucherin an. Dann sprach sie: „Gabriele Delrieu war meine liebste Freundin, denn auch ich erhielt meine Erziehung im Kloster zu Alençon bei den Nonnen. Heute nacht habe ich in einem Traume Gabriele Delrieu gesehen, so wie sie damals war als Sechzehnjährige, habe mit ihr gesprochen, mit ihr gescherzt und gelacht wie einst in jener lang entschwundenen Zeit des Jugendglücks. Und nun, da ich Sie vor mir sehe, liebes Kind, ist es, als ob der Traum zur Wahrheit geworden wäre, als ob meine liebste, längst hingeschiedene Freundin leibhaftig vor mir stände. Wie seltsam!"

Während einiger Minuten versank sie in tiefes Nachsinnen. Auch Gabriele saß ganz still da und wagte nicht, sie zu stören.

Dann hob die Lenormand den Kopf, schob ihre Haube besser zurecht und sagte: „Erlaube mir, liebes Kind, daß ich du zu dir sage."

„O, ganz nach Ihrem Belieben, Fräulein," erwiderte das junge Mädchen.

„Es wird mich noch besser in jene glückselige Zeit zurückversetzen. Ich meine es sehr gut mit dir, das darfst du mir glauben. Du wünschest, daß ich dir die Karten lege?"

„Jawohl. Ich bin nämlich so unglücklich, daß ich keinen Rat mehr weiß, und meine Tante auch nicht. Da sagte meine gute Tante zu mir: „Gehe doch hin zu Fräulein Lenormand; sie allein kann dir Auskunft geben über das Gute oder Böse, das für dich im Schoße der Zukunft verborgen liegt. Verlange das kleine Spiel; es kostet fünf Franken; das große würde für dich zu kostspielig sein." So sprach meine Tante Charlotte. Wie Sie sehen, habe ich den Rat befolgt und auch die nötigen fünf Franken mitgebracht."

Sie zog ihr Geldbeutelchen hervor.

„Laß dein Geld nur stecken, liebe Gabriele!" rief die Sibylle. „Von dir nehme ich keine Bezahlung."

„Besten Dank, Fräulein," sagte die kleine Blumenmacherin. „Sie sind wirklich gar zu gütig."

„Ich werde dir die Karten legen, das große oder das kleine Spiel, je nachdem ich es für dich am besten finde. Doch zuvor beantworte mir einige Fragen."

„Gerne."

„Du bist also unglücklich?"

„Sehr!"

„Es ist Liebesleid?"

„Ach ja!"

„Er ist dir untreu?"

„O nein! Ganz gewiß nicht! Aber seine Eltern wollen durchaus nicht unsere Liebe billigen."

„So, so! Wie heißt er denn?"

„René Bertin."

„Was ist er?"

„Student an der polytechnischen Schule."

„Er ist also noch sehr jung?"

„Erst einundzwanzig Jahre, und ich bin siebzehn."

„Das ist freilich eine frühe Liebe. Da müßtet ihr doch wohl noch längere Zeit warten mit dem Heiraten."

„Das wollen wir ja auch gerne, wenn es sein muß — gewiß!"

„Wer ist sein Vater?"

„Der Kaufmann Louis Bertin in der Straße Vaugirard."

„Dessen Frau kenne ich; sie besucht mich jedes Jahr ein- oder zweimal. Indessen hat sie, soviel ich mich entsinne, mich noch nie über die Zukunft ihres Sohnes René befragt. Wie bist du denn mit ihm bekannt geworden?"

„Seit dem Tode meiner Eltern wohne ich bei meiner Tante in dem Nachbarhause, neben dem Bertinschen, schon seit sechs Jahren. So haben René und ich uns bereits als Kinder gekannt, und jetzt ist herzliche Liebe daraus geworden."

„Zum Verdruß seiner Eltern?"

„Leider ja! Sie wollen, daß er mit seiner Cousine Adele sich verloben soll, die eine Mitgift von achtzigtausend Franken hat."

„Liebt diese Adele ihn?"

„Ich habe nie etwas davon bemerkt. Aber gewiß würde sie dem Gebote ihrer Eltern sich unterwerfen ohne sonderliches Sträuben. Das ist ja häufig so bei uns in Frankreich: keine Liebesheirat, nein, eine Vernunftheirat, gegründet auf Geld und Gut! Die beiderseitigen Eltern klügeln wohlmeinend das so aus, und die jungen Mädchen fügen sich."

„Ja, ja, genau so ist's," sprach kopfnickend die Lenormand. „Als ich ein ganz junges Mädchen war, wollte man mich auch auf solche Art verheiraten. Doch ich ließ mich nicht darauf ein und bin lieber unvermählt geblieben, weil ich keinen fand, der mir gefiel. Doch kommen wir zu deiner Angelegenheit zurück, liebes Kind. Mir scheint, es ist da noch kein Grund zum Verzweifeln."

„O doch," sagte Gabriele leise und begann zu schluchzen. „Gestern abend im Luxembourggarten —"

Sie stockte.

„Nun?" fragte die Schicksalsprophetin nach einer kleinen Pause.

„Ich treffe da zuweilen Abends heimlich mit René zusammen und spaziere mit ihm in den schönen Alleen —"

„Weiter!"

„Gestern abend war René sehr düster gestimmt. Er verzweifelt daran, den strengen Sinn seiner Eltern, besonders den seines Vaters, zu ändern, aber er sagte mir, daß er trotzdem nicht ohne mich leben wolle. Könne ich nicht die Seine werden, dann —"

„Was dann?"

„Er machte mir einen Vorschlag —"

„Nun, rede nur ohne Scheu weiter."

„Er sagte: dann wollen wir zusammen sterben, uns in die Seine stürzen, wie es ja so manches unglückliche Liebespaar schon getan hat."

„Und du?"

„Ich sagte: Ja, gern will ich mit dir sterben, René, wenn ich nicht mit dir vereint sein darf im Leben!"

„Armes Kind!"

Gabriele schluchzte immer heftiger.

„Weine nicht!" rief tröstend die Sibylle. „Es kann noch alles gut werden. Hoffe das Beste! Jetzt will ich für dich das große Spiel legen."

Und sie breitete auf dem Tische die Karten aus.

„Herzdame vereint sich innig mit dem Pikbuben, das geht also sehr gut," sprach sie. „Freue dich darüber, liebes Kind!"

„So ist also wirklich noch Hoffnung für mich und René?" fragte die junge Blumenmacherin.

„Nicht nur Hoffnung, sondern Gewißheit. René wird dein."

„O welches Glück! Und Adele?"

„Die heiratet später irgend einen anderen."

„Aber — Renés Eltern?"

„Die werden höchst zufrieden sein mit der verständigen Wahl ihres Sohnes."

„Ach, Fräulein, das ist doch nicht glaublich!" rief Gabriele zweifelnd.

„Du mußt Vertrauen zu mir haben, Kind," sagte die alte Dame würdevoll. „Meine Karten lügen nicht. Es wird sich genau so ereignen, wie ich dir sagte."

„Ich bin ja doch so arm."

„Nein, du bist reich. Es wird dir an einer kostbaren Aussteuer und an einer großen Mitgift nicht fehlen."

„Wo sollte die wohl für mich herkommen?"

„Dafür werde ich sorgen, mein liebes Kind, weil du die Enkelin meiner geliebten Jugendfreundin bist, ihr anmutiges Ebenbild."

„O Fräulein, wie kann ich Ihnen genugsam danken für so viel Güte, Trost und Beistand?"

„Dadurch, daß du mich liebst und meinen Lebensabend erheiterst."

„Das will ich gewiß, so viel ich vermag."

„Höre! Schicke deine Tante zu mir. Noch heute. Ich habe mit ihr Wichtiges zu besprechen. Und höre weiter: vielleicht triffst du heute abend wieder deinen geliebten René im Luxembourggarten?"

„Ich hoffe es."

„Du magst ihn trösten mit der Kunde von der günstigen Wendung eurer Liebesangelegenheit. Doch soll er seinen Eltern gegenüber vorläufig verschwiegen sein. Ich habe nämlich einen besonderen Plan. Sage ihm, er möge unter irgend einem Vorwand versuchen, seine Mutter zu bestimmen, daß sie zu mir komme, um in Betreff seiner Zukunftsheirat das Kartenorakel zu befragen."

„Ich glaube, René wird das leicht zu bewirken im stande sein."

„Gut! Die Wohnung deiner Tante in der Straße Vaugirard ist wohl recht klein und unansehnlich?"

„Ja, Fräulein. Wir können nur einen geringen Mietzins zahlen."

„Nun, ich habe hier in diesem Hause, das mein Eigentum ist, eine schöne, zur Zeit leer stehende Wohnung, die ich deiner Tante unentgeltlich einräume und auch für sie passend möblieren lassen will. Du sollst künftig in meinem Hause wohnen. Und wenn du dereinst dich mit René vermählst, wird es hoffentlich auch so bleiben."

Sie klingelte. Ihre Zofe kam herein.

„Ist wieder jemand im Vorzimmer?" fragte die Lenormand.

„Zwei Damen sind eben gekommen," versetzte die Zofe.

„Ich werde sogleich zu ihrem Empfange bereit sein."

Dann wandte sie sich wieder an das junge Mädchen: „Geh nun zu deiner Tante, liebe Gabriele. Du weißt, was du ihr zu sagen und was du sonst zu tun hast. Komm morgen wieder zu mir!"

Unter wiederholtem Ausdruck innigen Dankes verabschiedete sich die hübsche Blumenmacherin.

— — — — — — — — — — — — — —

Am Abend spazierte Gabriele mit René in einer der Alleen des Luxembourggartens und teilte ihm alles mit, besonders auch, daß er versuchen solle, seine Mutter zu einem baldigen Besuche bei Fräulein Lenormand zu veranlassen.

Dazu bot sich sehr rasch eine Gelegenheit, denn schon am folgenden Morgen wurde der junge Polytechniker von seiner Mutter heftig zur Rede gestellt.

„René, man hat dich gestern abend wieder im Luxembourggarten mit der Blumenmacherin zusammen gesehen!" rief sie aufgeregt.

„Nun ja, Mama, das leugne ich gar nicht," versetzte ihr Sohn.

„Wenn es dein Vater erfährt —"

„Mag er es doch erfahren!"

„Und Adele, wenn sie davon Kenntnis erhält —"

„Das ist mir ganz einerlei."

„René, du wirst es noch so weit treiben mit deinem sträflichen Trotz, daß dein Vater in seinem gerechten Zorne dich verstößt!"

„Ei was! Ich will mir selbst mein Lebens- und Liebesglück gestalten."

„Das können wir, dein Vater und ich, doch besser ordnen im Einverständnis mit Adeles Eltern. Nur mit deiner Cousine Adele wirst du auf eine solide und vernünftige Art in den sicheren Hafen des Eheglücks einlaufen."

„Weißt du das so gewiß?"

„Ja!"

„Bist du deshalb vielleicht schon bei Fräulein Lenormand gewesen? Hast du etwa in dieser Angelegenheit das unfehlbare Kartenorakel der berühmten Prophetin befragt?"

„Nein!" rief Frau Bertin überrascht und wie geblendet von einer plötzlichen Erleuchtung ihrer Seele. „Über dein zukünftiges Liebes- und Eheglück habe ich sie noch nicht befragt. Aber das ist freilich eine sehr gute Idee."

„Du willst zur Lenormand?"

„Jawohl."

Der junge Mann lächelte höchst zufrieden. „Gut, tu das, Mutter, ich bitte dich selbst darum," sagte er. „Auch ich setze großes Vertrauen in die Weisheit der Sibylle und will mich dem Spruche des Kartenorakels gern unterwerfen."

„Das willst du? Ist es wirklich dein Ernst, lieber René?"

„Mein vollkommener Ernst, liebe Mutter."

„Nun, dafür sei der Himmel gepriesen!" rief Frau Bertin. „Dann wird ja bald alles gut."

Am Nachmittag begab sie sich zu der berühmten Kartenlegerin.

„Wünschen Sie heute das große oder das kleine Spiel?" fragte wie gewöhnlich die Sibylle.

„Das große wünsche ich, Fräulein," antwortete lebhaft Frau Bertin. „Denn es handelt sich diesmal um eine sehr wichtige Sache."

„Sehr wohl, Madame."

Die Lenormand legte die Karten. „Bitte, fragen Sie!" sagte sie dann.

„Wird mein Sohn, wie es schon darauf abgesehen und vorbereitet ist, wirklich eine gute und reiche Partie machen?" fragte Renés Mutter.

„Jawohl," versetzte mit unerschütterlicher Ruhe die Prophetin. „Eine reiche und schöne Partie, Madame. Dreihunderttausend Franken Mitgift."

„Das stimmt nicht, Fräulein! Es ist zu viel. Seine Cousine Adele hat nur achtzigtausend Franken Mitgift."

„Wie nannten Sie eben seine Zukünftige?"

„Adele."

„Sie sind in einem Irrtum befangen, Madame, Adele heißt sie nicht."

„Wie denn?"

„Gabriele."

„Aber das ist nicht glaublich und nicht möglich, Fräulein!" rief ebenso erstaunt wie bestürzt die Besucherin.

„Das Kartenorakel kann sich darüber nicht täuschen, Madame," widersprach ihr würdevoll die Sibylle.

„Ich bin wie betäubt von solchem Schicksalsspruch. Wahr ist's, unglücklicherweise ist mein Sohn René in eine gewisse Gabriele verliebt —"

„Nun, da haben wir's also! Es stimmt somit ganz genau."

„Nein! Denn diese Gabriele Bertot ist nur eine arme Blumenmacherin."

„Sie täuschen sich, Madame. Gabriele ist reich und dazu vom Schicksal bestimmt, als liebende Braut und Gattin Ihren Sohn glücklich zu machen."

„Unmöglich! Es muß heute ein sonderbarer Wirrwarr in den Karten sein."

„Kein Wirrwarr, Madame! Seit über vierzig Jahren lege ich die Karten, und Wirrwarr kommt bei mir im Geschäft überhaupt nicht vor. Nein, Sie dürfen unbedingtes Vertrauen hegen, denn die Sache ist ganz richtig. Gabriele erhält die große Mitgift, welche ich vorhin nannte, und in nicht allzu ferner Zeit wird sie noch eine Million dazu erben."

„Das ist unmöglich!" rief Frau Bertin.

„Es ist die Wahrheit," sprach die Sibylle lächelnd.

„Wer wird ihr solche große Mitgift geben?"

„Ich."

„Sie?!"

„Jawohl."

„Und von Ihnen wird sie später auch noch eine Million oder gar noch mehr erben?"

„Ja."

„Ich — ich bin — bin sprachlos vor Überraschung! Was veranlaßt Sie denn zu solcher erstaunlichen Großmut? Ist Gabriele Bertot vielleicht mit Ihnen verwandt?"

„Nein, ich habe keine Verwandte; aber ich adoptiere Gabriele. Warum gerade diese? Weil sie die Enkelin meiner geliebtesten, längst dahingeschiedenen Jugendfreundin und ihr anmutiges Ebenbild ist. Hauptsächlich hat ein wunderbarer Traum mich dazu veranlaßt. Haben Sie unter solchen Umständen noch etwas gegen das Kartenorakel einzuwenden?"

„Nein, wahrhaftig nicht! Dann mag René meinetwegen seinen Liebesbund mit Gabriele und nicht die geplante Vernunftehe mit Adele schließen. Aber ich muß zunächst mit meinem Manne darüber sprechen."

„Tun Sie das, Madame. Ich zweifle nicht daran, daß es Ihnen gelingen wird, ihn zu besserer Einsicht zu bringen."

„O Fräulein, Sie sind eine große Prophetin und Sie haben ja auch ein gutes Herz!"

Danach verließ Frau Bertin den Salon der Sibylle und begab sich höchst aufgeregt nach Hause.

— — — — — — — — — — — — — —

Renés Vater war äußerst überrascht von dem, was seine Frau ihm mitteilte. Ebenso wie diese änderte er rasch seinen Sinn. Nun sollte ihm plötzlich Gabriele als Braut seines Sohnes willkommen sein.

Die fröhliche Verlobung fand also statt. Gabriele Bertot und ihre Tante zogen zu Fräulein Lenormand ins Haus. Die seitherige Leere im Dasein der alten Sibylle wurde dadurch angenehm ausgefüllt, und ihre letzte Lebenszeit erheitert. Es trat darin keine Änderung mehr ein. Denn sobald René seine Studien erfolgreich vollendet, eine gute Anstellung erhalten und sich mit Gabriele vermählt hatte, blieb das junge glückliche Ehepaar in dem Hause der Prophetin wohnen, solange diese noch lebte, und auch später nach deren im Jahre 1843 erfolgten Tode, denn zu dem großen Erbteil, welches sie der Enkelin ihrer Jugendfreundin hinterließ, gehörte auch das schöne Haus in der Straße St. Honoré.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Lord Bristols Wette. — Lord Bristol war ein eifriger Kunstfreund und leidenschaftlicher Gemälde liebhaber. Auf seinen Reisen berücksichtigte er lobenswerterweise bei den Ankäufen für die schöne Gemäldegalerie, welche er zu Hause in seinem Schlosse besaß, außer den Bildern alter, längst begrabener und vermoderter Meister auch die Schöpfungen lebender junger Künstler von Genie. Im Sommer 1795 kam er nach München, um dort Bilder zu kaufen, und traf dort im Hotel mit dem Baronet Beresford zusammen, den ebenfalls die Suche nach neuen Bildern nach der schönen Isarstadt geführt hatte.

Vertieft in ein Gespräch über Kunst, blickten sie zufällig dabei aus dem Fenster. Eben schritt ein junger Mann, dessen Äußeres deutlich den Künstler verriet, draußen die Straße entlang und am Hotel vorbei.

„Wahrhaftig, er ist es!" rief der Lord.

„Sie kennen Herrn v. Kügelgen?" fragte der Baronet.

„Jawohl, Sir Beresford. Vor einiger Zeit lernte ich ihn in Rom kennen. Er ist ein ausgezeichneter Künstler."

„Darin stimme ich Ihnen gern bei, Mylord."

„Für einen der besten neueren Landschaftsmaler halte ich ihn."

„Verzeihen Sie, Mylord! Offenbar sind Sie in einem Irrtum befangen."

„Wieso meinen Sie das?"

„Er ist kein Landschafter, sondern Historienmaler."

„Nein, er malt nur Landschaften, keine anderen Bilder, das weiß ich bestimmt," rief Lord Bristol „Zwei reizende italienische Landschaften habe ich in Rom von ihm gekauft."

„Hm, hm! Die möchte ich doch wirklich erst sehen."

„Sir Beresford, Sie sagen das in einem so seltsamen Tone, daß ich zu meinem Bedauern Ihnen darüber mein Befremden ausdrücken muß."

„Dazu haben Sie gar keine Ursache, Mylord."

„O doch! Aber lassen wir diesen Streit lieber nicht ernsthafter werden."

„Das ist auch mein Wunsch."

„Die beiden Landschaften kann ich Ihnen leider nicht zeigen, weil dieselben direkt von Rom nach England gesandt worden sind."

„Vor etwa acht Tagen kaufte ich ein schönes kleines Historienbild von Herrn v. Kügelgen."

„Sie beharren also bei Ihrer Behauptung?"

„Gewiß."

„Sie müssen sich irren, Sir. Er ist Landschaftsmaler. Ich weiß das ganz bestimmt."

„Was ich sagte, ist wahr. Glauben Sie mir denn nicht?"

„Sir Beresford —"

„Mylord —"

„Nun, streiten wir nicht länger. Wetten wir lieber."

„Meinetwegen."

„Um jede beliebige Summe. Tausend Pfund — zehntausend Pfund —"

„Nein. Um gar keine Barsumme, Mylord. Vor meinem Gewissen könnte ich es nicht verantworten, Ihnen auf solche Art so viel Geld abzunehmen. Wetten wir um ein feines Souper, wozu wir den

Künstler einladen, der ja doch die Wette entscheiden muß."

„Es sei."

„Gehen wir sogleich zu ihm! Er wohnt nämlich nahebei. In seinem Atelier werden Sie nur Historienbilder und Porträts, aber keine einzige Landschaft sehen."

Lord Bristol war sofort bereit, und die beiden Kunstfreunde begaben sich nach dem Atelier des Künstlers, wo dieser sie äußerst höflich empfing.

Und richtig: es befand sich im Atelier keine einzige fertige oder halbfertige Landschaft, nur Porträts und Historienbilder sah man da.

„Seit wann malen Sie denn keine Landschaften mehr?" fragte der Lord erstaunt.

„Ich habe nie Landschaften gemalt," versetzte der Künstler.

„Wie, was sagen Sie da? Habe ich doch selbst gesehen, wie Sie an der Staffelei standen und eine Landschaft aus der römischen Campagna malten."

„Sie irren sich, Mylord."

„Habe ich doch in Rom sogar zwei Landschaften von Ihnen gekauft."

„Nicht von mir, Mylord."

„Das ist wahrlich kurios! Nicht von Ihnen? Ja, ich bitte Sie, von wem denn?"

„Wohl jedenfalls von meinem Bruder Karl v. Kügelgen, der zur Zeit in Rom wohnt."

„Ah — Sie haben also noch einen Bruder?"

„So ist's, Mylord. Ich heiße Gerhard v. Kügelgen und bin Porträt- und Historienmaler. Mein Zwillingsbruder Karl ist Landschaftsmaler. Nur in dem, was wir malen, unterscheiden wir uns, denn sonst gleichen wir uns in allem anderen so sehr, daß durch die frappante Ähnlichkeit in Gestalt, Sprache, Haltung, Benehmen und so weiter schon oft wunderliche Verwechslungen entstanden."

Lord Bristol verlor also seine Wette.

Gerhard v. Kügelgen fand später ein tragisches Ende. Im März 1823 wurde er in der Nähe von Dresden ermordet. Karl v. Kügelgen war russischer Hofmaler geworden. Er starb im Jahre 1832. [F. L.]

Die Bodenseefischerei vor zweihundert Jahren.— In einem alten „Fischbuche" aus dem Jahre 1701 wird erzählt, wie der Bodensee ehedem von einer Menge Fischarten geradezu gewimmelt habe. Man fing darin Hechte, Forellen, Karpfen, Aale, Felgen, Schleien, Grundeln, Brassen, Barben bis zu dreißig Pfund schwer; ferner Burlinge, Rinken und Rauchigel; auch Logeln, Asseln, Fürnen und Ringeln, die den Heringen gleichen. Desgleichen Alanken, welche wie die Drieschen bis vier Pfund schwer werden, aber nicht sonderlich gut sind; wogegen die Rheinlanken, eine Art von Lachsforellen, vorzüglich schmecken. Letztere werden im Bodensee, wie auch weiter im Rhein hinauf bis zu vierzig Pfund schwer angetroffen und gefangen.

In der Gegend von Lindau und Bregenz wurden diese Fische in besonderer Größe und Güte gefangen. Sie wuchsen in eine Länge von anderthalb bis zwei Ellen und zu einem Gewicht bis zu vierzig Pfund. Weil nun die Fischer ein so großes Stück nicht zu jeder Zeit auf einmal mit Vorteil verkaufen konnten, so befestigten sie ein kleines Stückchen Holz an einem Stricke, zogen diesen bis an das Holz durch des Fisches Kiemen und banden das andere Ende des Strickes an einen Pfahl, der am Ufer des Sees stand. Auf diese Weise konnten sie ohne Gefahr dem Fisch einen Raum von dreißig bis fünfzig Schritte zu schwimmen vergönnen und ihn so lange lebendig erhalten, bis sich ein Käufer oder eine Gesellschaft fand, welche ein großes Essen veranstalten wollte. Besonders gern wurden diese lebenden Rheinlanken zu Hochzeitsmahlzeiten angekauft, wozu sie die Fischer, wenn irgend möglich, auch vorrätig hielten.

Das alte Fischbuch erwähnt noch eine Menge von Fischarten, welche alle im Bodensee gelebt haben sollen, darunter auch Aalruppen oder Quappen, in Österreich Rutten genannt. Von diesen Fischen sollen die Gastwirte zu Rheineck, in der Nähe des Bodensees, ihren Gästen die Lebern ausgeschnitten und gekocht vorgesetzt haben, während die Aalruppen selbst, die durch solches Leberausschneiden das Leben nicht verloren, noch einige Wochen in den Fischkasten aufbewahrt wurden, ehe sie für eine Mahlzeit abgeschlachtet wurden. Ferner fand man im Bodensee Welse von mehr als einem Zentner schwer. Man nannte damals diesen Fisch den „deutschen Walfisch". Er wurde jedoch selten gefangen, weil er meistens in der Tiefe blieb und nur selten zur Oberfläche emporstieg; auch schützte ihn der Aberglaube, denn mancher Fischer, der einen Wels im Netze hatte, ließ diesen wieder entschlüpfen, denn hätte er den Fisch behalten und abgeschlachtet, so würde sich, so nahm man an, ganz gewiß bald etwas Schlimmes am Bodensee zugetragen haben. [C. T.]



Oberhofen am Thuner See.

Oberhofen am Thuner See.

(Mit Bild.)

Unser Bild ist besonders bezeichnend für den voralpinen Charakter des Thuner Sees, von dessen Ufern man zwar den herrlichsten Ausblick auf die Gletscherwelt der Berner Hochalpen genießt, den aber direkt nur sanftere Bergformen und liebliche Gelände umgeben. Die Ufer sind bekränzt von größeren und kleineren Orten: außer Thun sind Spiez, Leissingen, Äschi, Gwatt, Schadau, Merligen, Oberhofen und weiter oben Sigriswyl und Beatenberg vielbesucht. Auf der Fahrt im Dampfer von Thun aus ist die erste Landestation das Dorf Oberhofen mit dem gleichnamigen Schloß. Dasselbe soll angeblich noch aus dem fünften Jahrhundert stammen und war im Jahre 1308 Eigentum und Wohnsitz des bei dem Morde des Kaisers Albrecht durch seinen Neffen Johann von Schwaben beteiligten Walthers von Eschenbach. Neuerdings ist das äußerst malerische Schloß neu hergestellt worden.

Bilder-Rätsel.

Auflösung folgt in Nr. 49.

Wechsel-Rätsel.

Mit **R** ist es ein reicher Mann,
Von vorn und hinten gleich gestaltet;
Mit **Z** ist's eigentlich veraltet,
Doch wendet man's noch immer an.

Auflösung folgt in Nr. 49.

Anagramm.

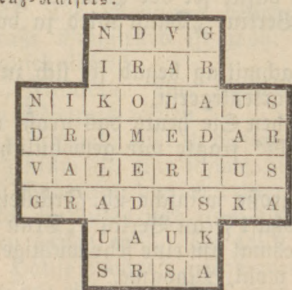
Im schönen Schwabenland ein Fluß
Läßt sich zur Frucht gestalten,
Die innerlich verborgen muß
Ein schwer Verbrechen halten.

Doch wirst du ihr den Schluß entziehn,
Die Zeichen anders drehen,
Wirst du in frischem Hoffnungsgrün
Ein glücklich Wesen sehen.

Auflösung folgt in Nr. 49.

Auflösungen von Nr. 47:

des Kreuz-Rätsels:



des Homonyms: Reif.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.